Praxis ist, sie weisen zugleich anspruchsvolle wie auch den Lerner ernst nehmende Aufgabenstellungen auf. Da in seinem Konzept das »persönliche[] Rezeptionserlebnis« (5) eine große Rolle spielt, betrachtet er die ersten beiden Aufgabentypen als ein fakultatives Angebot, das in sehr offener Weise die Lieder vorentlastet – diesen Begriff mag er allerdings überhaupt nicht, wie er unter den mir sehr sympathischen drei Grundregeln sagt:

»Keine Vorentlastung im engeren Wortsinn! [...] Keine Verstehenskontrolle! [...] Kein ›erzwungenes‹ gemeinsames Singen!« (5)

Die beiden letzten Aufgabentypen sieht er stärker in den Unterricht eingebunden (während des Hörens oder danach); wer weitergehende Überlegungen zu seinen methodischen Überzeugungen benötigt, findet unter www.boenzli.de ausgearbeitete Notizen zu einem Workshop, in dem Bönzli seine Idee von »Immersion«, der Freiheit des Hörers, genussvoll Vermutungen zu »kaum oder gar nicht verstandenen Texte[n]« (5) anzustellen, ausführt. Im Gegensatz zu den begrüßenswerten Authentizitätspostulaten – Liedtexte weisen natürlicherweise Reihungen sprachlicher Formen auf, das poetische Handwerk hat Vorrang vor dem Grammatikaspekt, der verwendete Wortschatz lässt sich nicht auf den *Zertifikat*-Wortschatz begrenzen, Lieder müssen nicht eigentlicher Bestandteil des Unterrichts sein, erst eine hohe Klangqualität verschafft ein musikalisches Hör-Erlebnis – steht ein wenig die musikalische Realisierung durch den Autor. Die Lieder sind unterschiedlich instrumentiert, die Instrumente bisweilen recht stereotyp eingesetzt (die Blockflöte in Lied 11 löste Heiterkeitsreaktionen in meinem Methodik-Seminar aus); Bönzli singt in hoher Stimmlage, manchmal mit dünner Stimme, seine Sprechstimme (im Rap

»Liebes-Geschichte«) liegt deutlich tiefer. Musikalisch können die Lieder in der Nähe des frühen Reinhard Mey angesiedelt werden, der im Lied *Manchmal wünscht' ich* (1972) ja auch schon Poesie und Grammatik (Konjunktiv II) zusammengebracht hatte.

Bredel, Ursula; Günther, Hartmut (Hrsg.):

Orthographietheorie und Rechtschreibunterricht. Tübingen: Niemeyer, 2006 (Linguistische Arbeiten 509). – ISBN 3-484-30509-6. 215 Seiten, € 76,–

(Fritz Neubauer, Bielefeld)

Dieser Sammelband enthält den größten Teil der Beiträge, die in der Arbeitsgruppe »Orthographietheorie und Rechtschreibunterricht« auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft mit dem Rahmenthema »Linguistik und Schule« im Jahre 2004 vorgetragen wurden. Schon im Vorwort wird ausgeführt, für wie wichtig die Herausgeber sowohl die Zielrichtung Schule als auch die offizielle Befassung mit der Orthographie und damit der Schrift halten, damit deren »Marginalisierung« zurückgedrängt werden kann, zumal beklagt wird, »die Orthographie hat sich bis heute nicht als Teildisziplin der Sprachwissenschaft etabliert« (1). Aber nicht nur die Orthographie, auch die Rechtschreibdidaktik sei zugunsten von auditiven, artikulatorischen oder visuellen Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler vernachlässigt worden. Deshalb stellt sich der Band zum Ziel, einen Beitrag zu leisten, sowohl »die Graphematik als autonome Teildisziplin der Linguistik zu fundieren« (1) als auch sprachdidaktische Perspektiven für die Sprachwissenschaft zu erschließen, wodurch der Orthographieerwerb als Teil

des Schriftspracherwerbs »einen systematischen Ort in der Sprachwissenschaft« erhalten würde.

Dabei wird auf den Erstspracherwerb verwiesen, der inzwischen als linguistischer Teilbereich anerkannt sei. Damit könnte eigentlich festgestellt werden, dass die DaF-Perspektive nicht vorliegt und die Lektüre abgebrochen werden. Da aber auch in anderen Bereichen Teile der Ergebnisse des Erstspracherwerbs dann doch auch für den Fremd- und Zweitspracherwerb nutzbar gemacht wurden, könnte sich evtl. auch hier ein zweiter Blick darauf lohnen, ob dies auch hier möglicherweise der Fall sein könnte, zumal auch beim DaF-Unterricht die Nachfrage lohnt, ob nicht auch da eine Vernachlässigung und Marginalisierung des Orthographieerwerbs im DaF-Unterricht zu verzeichnen und zu kritisieren ist.

Für die Ebene des Buchstabenerwerbs trifft dies nun wohl am wenigsten zu, so dass der Beitrag »Buchstabenkomponenten und ihre Grammatik« (Beatrice Primus) mit Ausnahme der Alphabetisierungskurse nicht so nutzbar für den DaF-Unterricht sein dürfte. Ähnliches trifft zu für »Morphologiedidaktische Sondierungen – erste Bestandsaufnahmen und Perspektiven für eine qualitative Wende« von Heinz Risel, in dem der Verfasser kritisiert, dass in der Terminologie des muttersprachlichen Deutschunterrichts z. B. für *zer-* oder *-chen* noch immer mit »Vor-« und »Nachsilbe« gearbeitet wird, was dann zum Problem von Sprech- und Sprachsilben führt. Für DaF interessanter wird es beim Beitrag »Die Systematik der Orthographie als Basis von Analysen von Kinderschreibungen: eine empirische Untersuchung zur Schreibung der i-Laute« von Christa Röber, in dem untersucht wird, wie die Orthographie von Wörtern wie *Wiege, Wien, Kinder, Wille, Kino, lila, Riga, vier, Bier* usw. didaktisiert werden kann. Es geht der Verfasserin darum, wie durch

eine veränderte Unterrichtspraxis Kinder die Systematik der Orthographie entdecken können. Um das Silbenkonzept geht es auch bei »Über die Worttrennung in der Grundschule« von Jochen Geilfuß-Wolfgang, der schließlich empfiehlt, auf Silbengrenzen zu verzichten und sich auf die im Wort enthaltenen Konsonantbuchstaben zu konzentrieren, was auch der Rezensent im DaF-Unterricht praktizierte. Mehr zum Silbenkonzept gibt es auch in »Kennen Grundschulkinder der ersten und zweiten Klasse Silbengrenzen« von Hartmut Günther und »Die Silbe als Zugriffseinheit beim Leseprozess« von Christina Noack. Von mehr allgemeinerem Interesse sind die drei letzten hier besprochenen Beiträge. Ursula Bredel diskutiert in »Die Herausbildung des syntaktischen Prinzips in der Historiogenese und in der Ontogenese der Schrift« die Entstehung des Wortzwischenraums anhand von lateinischen Texten bis zu Texten von heutigen Schülern. Dabei kritisiert sie auch die von 1996 bis 2004 geltenden Vorschläge der inzwischen aufgelösten »Zwischenstaatlichen Kommission für deutsche Rechtschreibung«, sie habe trotz der im Deutschen zu beobachtenden Univerbierung die deutsche Orthographie in diesem Bereich auf »einen historisch früheren Sprachstand zurückverlegt, in dem die Regularitäten der Getrennt- und Zusammenschreibung in manchen Bereichen noch von lexikalischen und nicht von syntaktischen Kriterien geleitet war« (145), und hoffe, dass der *Rat für deutsche Rechtschreibung* »erneut die Spur in Richtung einer syntaktisch fundierten Worttrennung legt« (145), was seit 2004 tatsächlich der Fall ist. Ebenso überholt ist die Kritik von Nanna Fuhrhop und Inga Eisele an der verflochtenen Kommission in Bezug auf »Schreibungen mit Partizip I: wissenschaftliche Fundierung und didaktische Umsetzung«, die beklagen, strittige Fälle in

diesem Bereich seien nicht auf sinnvolle Weise geregelt worden, und einen Link auf den 4. *Zwischenbericht der Kommission* angeben, unter dem inzwischen (2007) sinnvollerweise nur noch erscheint »Die von Ihnen angeforderte Domain www.rechtschreibkommission.de/ ist zurzeit nicht erreichbar.« Es ist anzunehmen, dass die Nichterreichbarkeit permanent ist, zumal für diesen Bereich der *Rat für deutsche Rechtschreibung* tatsächlich die klassische Orthographie mit leicht veränderter Begründung in den meisten Fällen wiederhergestellt oder zumindest erlaubt hat.

Problematischer ist die Kritik an den Vorschlägen für die Änderung der deutschen Orthographie in Bezug auf die Großschreibung der Substantive im Deutschen, weil an der kritisierten Stelle eine Änderung des *Rates für deutsche Orthographie* (noch?) nicht erfolgt ist. Ursula Bredel und Hartmut Günther befassen sich in »Orthographieunterricht und Rechtschreibunterricht« mit diesem nicht nur für den Erstsprachschreibunterricht wichtigen Thema, insbesondere mit der Vermittlung eines »angemessenen Begriffs von »Substantivität« (209), der Substantive, Substantivierungen und Desubstantivierungen umfassen müsse. Die Funktion, Attribute binden zu können, betrachten die Autoren als definierendes Merkmal für diese Gruppe, d. h., »kann ein Ausdruck in einem gegebenen Kontext ein Attribut binden, schreibt man ihn groß« (211). Dies lässt sich für den Schulunterricht in »Treppengedichte« umsetzen:

der Bär
der braune Bär
der kleine braune Bär
mag
keine Milch mehr (212)

Allerdings sei diese Methode dadurch entwertet worden, dass durch die sogenannten Reformvorschläge groß ge-

schriebene Fälle eingeführt wurden, bei denen keine Attribuierbarkeit mehr vorliegt wie z. B. *gestern Nacht* oder *sich in Acht nehmen*, bei denen die Attribuierbarkeit fehle. Das Problem wird auch im Regelwerk deutlich, wo unter § 55 »Substantive schreibt man groß« unter Absatz (6) eine spezielle Regelung eingeschaltet werden musste »für Ausdrücke, die als Bezeichnung von Tageszeiten nach den Adverbien vorgestern, gestern, heute, morgen, übermorgen auftreten, zum Beispiel: »Wir treffen uns heute Mittag« (Rat 2006: 61). Dabei waren die »Reformer« angetreten, »das heute in vielen Bereichen anzutreffende Dickicht von Unterregeln, Ausnahmeregelungen und Sonderregeln zu lichten und auf diese Weise die Systemhaftigkeit der Rechtschreibung und den Grad der Allgemeingültigkeit ihrer Regeln zu erhöhen« (Arbeitskreis für Orthographie 1992: XIII). An dieser Stelle und vielen anderen Stellen passiert genau das Gegenteil: Da das System entwertet wurde, musste eine Sonderregelung nur für fünf Fälle erfunden werden, womit die Vermittelbarkeit deutlich verkompliziert wurde. In diesem Sinne sagen auch die Verfasser dieses Beitrags: »Gerade weil die Erleichterung des Rechtschreiblernens ein Hauptanliegen der Reformer gewesen ist, ist nicht zu verstehen, warum sie über das rechte Lernen der Orthographie so wenig nachgedacht haben« (213). Und der Rezensent fragt nach, warum der bereits seit 1996 unverändert so erscheinende § 55 (6) im Regelwerk den Verfassern erst 2004 als Kritikpunkt auffiel. Es sollte doch ein Anliegen für den *Rat für deutsche Rechtschreibung* sein, dieses Dickicht von Unterregeln, Ausnahmeregelungen und Sonderregeln an dieser Stelle dadurch zu lichten, dass dieser Absatz ersatzlos gestrichen wird, wodurch die Vermittelbarkeit, an die die Reformer seinerzeit wohl

nicht gedacht hatten, zumindest an dieser Stelle wieder erleichtert würde.

Bei diesen Themen zeigte sich also, dass sie nicht nur für den Erstsprach-, sondern auch für den Fremd- und Zweitsprachunterricht relevant sein können und vielleicht im Sinne einer Weiterentwicklung in Richtung einer einheitlichen Orthographie des Deutschen auch in Zukunft weiterhin diskutiert werden müssen.

Literatur

Internationaler Arbeitskreis für Orthographie (Hrsg.): *Deutsche Rechtschreibung: Vorschläge zu ihrer Neuregelung*. Tübingen: Narr, 1992.

Rat für deutsche Rechtschreibung (Hrsg.): *Deutsche Rechtschreibung: Regeln und Wörterverzeichnis. Amtliche Regelung*. Tübingen: Narr, 2006.

Breuer, Ulrich; Sandberg, Beatrice (Hrsg.):

Grenzen der Identität und der Fiktionalität. Bd. 1: Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. München: iudicium, 2006. – ISBN 978-3-89129-171-9. 368 Seiten, € 35,-

(Thomas Bleicher, Mainz)

Bei den literaturwissenschaftlichen Methoden, die die Beziehungen zwischen Werk und Autor untersuchen wollen, haben sich bisher zwei extreme Ausgangspositionen angeboten: eine eher positivistische Vorgehensweise, die das Werk mehr oder weniger aus der Biographie seines Verfassers erklärt, oder eine mehr psychologische Perspektive, nach der der Autor sein eigenes Leben beim Schreiben mehr oder weniger kompensatorisch verändert. Trotz der unterschiedlichen Auslegung ist beiden Methoden jedoch der eindeutige Rekurs der Litera-

tur auf die Biographie des Verfassers gemeinsam.

Diesem prinzipiell außerliterarischen Ansatz widerspricht erfreulicherweise schon der Titel dieses ersten Bandes zum *Autobiographischen Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Schon hier wird programmatisch auf die *Grenzen der Identität* verwiesen; zudem wird der Identität die Fiktionalität als die andere Seite des Schreibens gegenübergestellt. Indem jedoch auch die Fiktionalität *begrenzt* wird, eröffnet sich den einzelnen Analysen ein breites Spektrum zwischen Identität und Fiktionalität.

Identität und Fiktionalität sind dann auch die beiden Untersuchungsaspekte dieses Bandes. Das Problem der Identität ist die erste Perspektive des autobiographischen Schreibens, das sich nicht mehr allein auf Autobiographien beschränken lässt. Deshalb muss der Begriff auch auf Briefe, Tagebücher und Reiseberichte sowie Gedichte, Dramen und Romane ausgeweitet werden. Dadurch werden dann auch die Grenzen zwischen Realität und Fiktion hinfällig (was im zweiten Teil dieses Bandes thematisiert wird), und die Identität – sei sie biographisch, gendermäßig, kulturell oder bi- bzw. multikulturell (wie man im Zusammenhang mit der internationalen Migrationsliteratur hinzufügen müsste) – wird »nicht länger vorausgesetzt [...], sondern im Akt des Schreibens [...] allererst hergestellt« (11). Dies soll durch interdisziplinäre Ansätze analysiert werden: durch Ich-Rede und lyrisches Ich (Literaturwissenschaft), durch die Ich-Deixis (Linguistik), durch unterschiedliche Identitätskonzepte der Philosophie und durch konstruktivistische Theoreme der Soziologie sowie durch kulturwissenschaftliche Ansätze.

Der zweite Aspekt untersucht dann schwerpunktmäßig die Fiktionalität des autobiographischen Schreibens, dessen traditionell behaupteter dokumentari-